



ISBN: 3518393871

Originalausgabe: *La casa de los espíritus*

Aus dem Spanischen von Anneliese Botond
Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1984

Schutzumschlag: Karl Gogesch

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Backcover

»Dies ist ein Roman, wie es ihn eigentlich schon gar nicht mehr gibt. Ein Roman, prall von Geschichte und wohlausgestattet mit Haupt- und Nebenpersonen, Komparsen, Extras, attrezzo und einem gewaltigen Szenarium, wo sich abspielt, was Generationen an Problemen, Konflikten und deren Lösungen erleben. Ein Roman, den man mit dem Vergnügen liest, das alles Gutgemachte hervorruft.«

Luis Suñen, El Pais

Klappentext

Isabel Allendes Roman wurde in der ganzen Welt begeistert aufgenommen. Sie erzählt - souverän, mit Phantasie und Witz, mit Zärtlichkeit und Ironie, mit Ernst und scharfem Blick - die Geschichte einer Familie der chilenischen Oberschicht. Hat denn nicht alles ganz harmlos begonnen in Chiles heiler Welt, zu Beginn des Jahrhunderts? Was, außer dann und wann einem Erdbeben, hat diese Familie del Valle bewegt - private Ereignisse vielleicht, die Ankunft des rätselhaften Riesenhundes Barrabas oder die beunruhigenden Fähigkeiten der Tochter Clara, unter deren zerstreuten Blicken sich mitunter das Salzfaß auf dem Tisch in Bewegung setzt? Immerhin aber gibt Severo del Valle, der Vater, die Absicht auf, als Liberaler in die Politik zu gehen; vermutlich aufgrund eines politisch motivierten Mordanschlags, der ihm galt, einer seiner Töchter aber das Leben kostete. In der zweiten Generation setzt eine Verschärfung ein. Esteban Trueba, ein jähzorniger »hombre macho« mit unehelichen Kindern und unerschütterlichen moralischen Werten, wird als Gutsbesitzer und Senator zum Anführer der Konservativen. Er gehört zu jenen, die aus Furcht vor einer Linksdiktatur die Militärdiktatur heraufbeschwören, auch wenn sie diese als demokratiebewußte Chilenen ablehnen.

In der dritten Generation fällt die Familie auseinander; in der vierten Generation wird altes Unrecht mit neuem vergolten: Alba wird verhaftet und von einem illegitimen Enkel ihres Großvaters gefoltert, der vom Landarbeiter zum Oberst aufstieg. Heimgekehrt in das verwahrloste, gespenstische Haus, versucht Alba zu begreifen, wie das Entsetzliche hatte geschehen können. Sie versammelt ihre Erinnerungen, Familienfotos, Aufzeichnungen des Großvaters und die Notizhefte ihrer Großmutter Clara und beginnt zu schreiben, um »das Gedächtnis der Vergangenheit wiederzufinden und mein eigenes Entsetzen zu überleben«.

Isabel Allende (geb. 1942) arbeitete lange Zeit als Journalistin und verließ Chile nach dem Militärputsch am 11. September 1973. Mit ihrer Familie lebt sie heute in Venezuela.

»Kein deutscher Leser, der süchtig ist nach sinnhaftfesselnder, die Gefühle und den Verstand ansprechender Lektüre, sollte sich das von Anneliese Botond vorzüglich übersetzte Buch entgehen lassen.«

Gießener Anzeiger

»Wer kann das noch: Eine Familiengeschichte über vier Generationen hinweg erzählen, ohne modernstilistische Kunstgriffe, einfach und dennoch spannend, anrührend? Isabel Allende hat mit ihrem Roman ›Das Geisterhaus‹ ein Meisterwerk geschaffen.«

Westermanns Monatshefte

»Anzukündigen ist ein Lesegenuß, ein Roman, dick, spannend und handlungsreich wie die alten ›Schicksalsromane‹, dabei geist- und phantasievoll, schauererregend und witzig, verspielt und zugleich ernst und genau im historischen und sozialen Bezug.«

Die Weltwoche

»Das Geisterhaus ist der Roman einer Frau, aber kein Frauenroman, sondern der Roman einer eloquenten und sinnlichen Erzählerin... Es gibt am Ende langer Augenblicke des genußsüchtigen Schmöckerns bestürzende Momente der Scham.«

Frankfurter Rundschau

Weil Isabel Allende erzählen kann, wie es anscheinend nur noch die Südamerikaner können - prall, mit Phantasie und Witz, zärtlich und ironisch, mit Ernst und genauem Blick -, liest man ihren ersten Roman mit großem Vergnügen.

Kurier, Wien

Inhalt

Erstes Kapitel	
Rosa die Schöne	6
Zweites Kapitel	
Die Drei Marien	55
Drittes Kapitel	
Hellsichtige Clara	95
Viertes Kapitel	
Die Zeit der Geister	131
Fünftes Kapitel	
Die Liebenden	179
Sechstes Kapitel	
Die Rache	221
Siebentes Kapitel	
Die Brüder	262
Achtes Kapitel	
Der Graf	309
Neuntes Kapitel	
Das kleine Mädchen Alba	330
Zehntes Kapitel	
Die Zeit des Niedergangs	368
Elftes Kapitel	
Das Erwachen	402
Zwölftes Kapitel	
Die Verschwörung	428
Dreizehntes Kapitel	
Der Terror	461
Vierzehntes Kapitel	
Die Stunde der Wahrheit	510
Epilog	532

Erstes Kapitel Rosa die Schöne

»Barrabas kam auf dem Seeweg in die Familie«, trug die kleine Clara in ihrer zarten Schönschrift ein. Sie hatte schon damals die Gewohnheit, alles Wichtige aufzuschreiben, und später, als sie stumm wurde, notierte sie auch die Belanglosigkeiten, nicht ahnend, daß fünfzig Jahre später diese Hefte mir dazu dienen würden, das Gedächtnis der Vergangenheit wiederzufinden und mein eigenes Entsetzen zu überleben. Der Tag, an dem Barrabas eintraf, war ein Gründonnerstag. Er kam in einem handgeflochtenen Käfig, besudelt mit seinem Kot und Urin, und hatte den verstörten Blick eines jämmerlichen, wehrlosen Gefangenen, aber an der königlichen Kopfhaltung und den Ausmaßen seines Knochenbaus ließ sich bereits der sagenhafte Riese erraten, zu dem er später heranwachsen sollte. Es war ein langweiliger Tag im Herbst, nichts deutete auf die Ereignisse hin, die Clara aufschrieb, damit ihrer künftig gedacht werde, und die in der Pfarreikirche San Sebastian geschahen, während der Messe, der Clara mit ihrer ganzen Familie beiwohnte. Die Heiligen waren zum Zeichen der Trauer mit dem dunkelvioletten Stoff verhangen, den die Betschwester alljährlich aus dem Kleiderschrank in der Sakristei hervorholten und entstaubten, und unter den düsteren Tüchern wirkte der himmlische Hofstaat wie wahllos herumstehende Möbel vor einem Umzug, ein kläglicher Eindruck, den auch die Kerzen, der Weihrauch oder die ächzende Orgel nicht wettmachen konnten. Wo sonst die lebensgroßen Heiligen standen, alle mit gleich verklebten Gesichtszügen, mit ihren Perücken aus Totenhaar, den Rubinen, Perlen und Smaragden aus buntem Glas und den Kleidern vornehmer Florentiner, standen nun unförmige, drohende Gestalten. Der einzige, der durch die Verhüllung gewann, war

der heilige Sebastian, der Schutzpatron der Kirche, der den Gläubigen während der Osterwoche den Anblick seiner unanständigen Körperverrenkungen ersparte, denn mit dem halben Dutzend Pfeilen im Leib und den Strömen von Blut und Tränen, die er vergoß, sah er wie ein leidender Homosexueller aus, und seine dank dem Pinsel von Pater Restrepo wunderbarerweise immer frischen Wunden ließen Clara vor Ekel schauern.

Es war eine lange Woche mit Bußübungen und Gottesdiensten, ohne Kartenspiel, ohne Musik, die zu Wollust oder Vergessen angeregt hätte, man beobachtete nach Möglichkeit die größte Traurigkeit und Keuschheit, obgleich der Stachel des Teufels gerade in diesen Tagen das schwache katholische Fleisch hitziger denn je in Versuchung führte. Es gab Blätterteigpasteten als Fastenspeise, leckere Gemüsesuppen, luftige Tortillas und große, vom Land hereingebrachte Käse, Gerichte, mit denen die Familien der Passion unseres Herrn gedachten, sehr besorgt, auch nicht das kleinste Stückchen Fleisch oder Fisch zu kosten, da sie widrigenfalls mit Exkommunikation bestraft werden würden, wie Pater Restrepo nachdrücklich betonte. Niemand hätte gewagt, ihm nicht zu gehorchen, denn der Priester war mit einem langen Zeigefinger ausgestattet, um damit öffentlich auf die Sünder zu deuten, und besaß eine Zunge, die im Aufrütteln der Gefühle bestens trainiert war.

»Du hast Geld aus der Kollekte gestohlen, du Dieb«, wettete er, von der Kanzel herab auf einen Herrn deutend, der vorgab, mit einem Fussel an seinem Revers beschäftigt zu sein, um nicht aufblicken zu müssen. »Du, Schamlose, prostituierst dich auf den Molen«, beschuldigte er die von Arthritis verkrümmte Ester Trueba, eine Getreue der heiligen Jungfrau von Karmel, die erstaunt die Augen aufriß, weil sie die Bedeutung dieses Wortes nicht kannte und nicht einmal wußte, wo die Molen lagen. »Geht in euch, Sünder, faules Aas, die ihr nicht würdig seid des

Opfers, das unser Herr auf sich genommen hat. Fastet! Tut Buße!«

Wenn ihn im Eifer der Seelsorge Begeisterung hinriß, mußte sich der Priester Zwang antun, um nicht offen gegen die Anweisungen seiner Oberen zu verstoßen, die im Zuge der neuen Zeiten Büßergürtel und Geißelungen ablehnten. Er selbst war durchaus dafür, den Schwachheiten der Seele mit einer ordentlichen Tracht Prügel Herr zu werden. Er war berühmt für seine hemmungslosen Predigten. Seine Getreuen folgten ihm von Gemeinde zu Gemeinde und schwitzten, wenn er ihnen die Höllenqualen der Sünder schilderte, die ingeniosen Folterwerkzeuge, die das Fleisch zerfetzten, die ewigen Flammen, die Krallen, die sich in das Glied des Mannes einbohrten, die abscheulichen Schlangen, die in die Leibesöffnungen der Frauen krochen, und viele andere Martern, mit denen er in jeder Predigt Gottesfurcht verbreitete. Selbst den Teufel beschrieb er bis in seine intimsten Anomalien, und das alles mit dem galicischen Akzent des Priesters, dessen Aufgabe auf Erden es war, die Gewissen der trägen Kreolen aufzurütteln.

Severo del Valle war Atheist und Freimaurer, aber da er politischen Ehrgeiz besaß, konnte er sich den Luxus nicht leisten, an Sonntagen und kirchlichen Feiertagen in der meistbesuchten Messe zu fehlen, er mußte sich zeigen. Nivea, seine Frau, verständigte sich lieber ohne Mittelsmänner mit Gott, ihr Mißtrauen gegen die Soutanen reichte tief, die Beschreibungen des Himmels, des Fegefeuers und der Hölle langweilten sie, aber sie unterstützte den parlamentarischen Ehrgeiz ihres Mannes in der Hoffnung, daß, wenn er einen Sitz im Kongreß erhielt, sie das Stimmrecht der Frauen durchsetzen könnte, um das sie seit zehn Jahren kämpfte, ohne daß ihre zahlreichen Schwangerschaften ihren Elan hätten schwächen können. An diesem Gründonnerstag hatte Pater Restrepo die Zuhörer mit seinen apokalyptischen Visionen bis an die Grenze ihrer Widerstandsfähigkeit getrieben, und Nivea fühlte sich

schwindlig werden. Sie fragte sich, ob sie wieder schwanger wäre. Trotz der Essigwaschungen und der mit Galle getränkten Schwämme hatte sie fünfzehn Kinder zur Welt gebracht, von denen elf noch am Leben waren, und sie hatte Grund zu der Annahme, daß sie sich allmählich der Reife näherte, denn ihre Tochter Clara, die Jüngste, war zehn Jahre alt. Der Schwung ihrer erstaunlichen Fruchtbarkeit schien endlich nachzulassen. Sie schob ihre Übelkeit auf jene Stelle der Predigt, da der Pater, auf sie deutend, von den Pharisäern gesprochen hatte, die danach trachteten, die unehelichen Kinder zu legitimieren, die standesamtliche Ehe einzuführen und den Frauen die gleiche Stellung wie dem Manne einzuräumen, in offenem Widerspruch gegen das Gesetz Gottes, das in diesem Punkt eindeutig war. Nivea und Severo nahmen mit ihren Kindern die ganze dritte Bank ein. Clara saß neben ihrer Mutter, und diese drückte ihr ungeduldig die Hand, sooft der Pfarrer sich allzu weitläufig über die Sünden des Fleisches ausließ, denn sie wußte, daß sich ihre kleine Tochter dann Verfehlungen weit jenseits aller Wirklichkeit ausmalte, wie aus den Fragen hervorging, die sie den Erwachsenen stellte und die niemand ihr beantworten konnte. Clara war frühreif und besaß eine überschäumende Phantasie, das Erbteil aller Frauen ihrer Familie mütterlicherseits. Die Hitze in der Kirche hatte zugenommen, der Weihrauch und die dichtgedrängte Menge trugen zu Niveas Schwächeanfall bei. Sie wünschte, der Gottesdienst wäre zu Ende und sie könnte in ihr kühles Haus zurückkehren, sich in den mit Farn bepflanzten Patio setzen und die Mandelmilch trinken, die die Nana an Feiertagen zubereitete. Sie blickte auf ihre Kinder: die kleineren waren müde, saßen steif in ihren Sonntagskleidern da, die größeren fingen an, sich abzulenken. Sie ließ ihren Blick auf Rosa ruhen, der ältesten ihrer lebenden Töchter, und war wie immer überwältigt. Ihre sonderbare Schönheit hatte etwas so Berückendes, daß nicht einmal sie sich ihr entziehen konnte, sie schien aus einem anderen Stoff

gemacht zu sein als das Menschengeschlecht. Noch ehe sie geboren wurde, wußte Nivea, daß sie nicht von dieser Welt war, denn sie hatte sie in Träumen gesehen und war deshalb nicht überrascht, als die Hebamme bei ihrem Anblick aufschrie. Rosa war bei ihrer Geburt weiß, glatt und faltenlos wie eine Porzellanpuppe, mit grünem Haar und gelben Augen, das schönste Geschöpf, das seit dem Sündenfall auf Erden geboren wurde, wie die Hebamme, sich bekreuzigend, sagte. Nach dem ersten Bad wusch ihr die Nana das Haar mit Kamillentee, wodurch die Farbe weicher wurde, eine Schattierung wie Bronze bekam, und sie legte sie nackt in die Sonne, damit sich ihre Haut kräftigte, die an den zartesten Stellen am Bauch und in den Achselhöhlen so durchscheinend war, daß man die Adern und das geheimnisvolle Gewebe der Muskeln sehen konnte. Doch richteten diese Zigeunertricks nicht viel aus, und bald lief das Gerücht um, ein Engel sei ihnen geboren worden. Nivea hoffte, die undankbaren Perioden des Wachstums würden ihrer Tochter ein paar Unvollkommenheiten verleihen, aber nichts dergleichen geschah, im Gegenteil, Rosa wurde auch mit achtzehn nicht dick und bekam keine Pickel, vielmehr nahm ihre Anmut noch zu. Ihre leicht bläulich schimmernde Haut und der Farbton ihres Haars, die Langsamkeit ihrer Bewegungen und ihr stiller Charakter erinnerten an einen Wasserbewohner. Sie hatte etwas von einem Fisch, und hätte sie einen Schuppenschwanz gehabt, wäre sie eindeutig eine Sirene gewesen, doch ihre zwei Beine stellten sie auf eine nicht genau definierbare Grenze zwischen menschlichem Geschöpf und mythologischem Wesen. Trotz allem war das Leben des jungen Mädchens fast normal verlaufen, sie hatte einen Bräutigam, eines Tages würde sie heiraten, und die Verantwortung für ihre Schönheit würde in andere Hände übergehen. Rosa senkte den Kopf, ein Sonnenstrahl, der durch die gotischen Kirchenfenster sickerte, legte einen Heiligenschein um ihr Profil. Einige Leute drehten sich nach ihr um und tuschelten, aber das geschah auch sonst

oft, wenn sie vorüberging. Sie schien es nicht zu bemerken, sie war immun gegen die Eitelkeit, und an diesem Tag beachtete sie ihre Umwelt noch weniger als sonst, weil sie sich neue Tiere ausdachte, die sie auf ihre Tischdecke sticken wollte, halb Vögel, halb Säugetiere, mit schillernden Federn, Hörnern und Klauen, dick und mit so kurzen Flügeln, daß sie die Gesetze der Biologie und der Aerodynamik herausforderten. An ihren Bräutigam, Esteban Trueba, dachte sie selten, nicht aus Lieblosigkeit, sondern ihrer natürlichen Vergeßlichkeit wegen und weil zwei Jahre eine lange Abwesenheit sind. Er arbeitete in den Minen im Norden. Er schrieb ihr regelmäßig, und Rosa antwortete ihm ab und zu mit abgeschriebenen Versen oder mit Blumen, in Tusche auf Pergament gezeichnet. Dank dieser von Nivea sorgfältig kontrollierten Korrespondenz lernte sie das Auf und Ab im wechselvollen Schicksal eines Bergmanns kennen, die ständige Bedrohung durch ein Einsturz eines Stollens, die Jagd nach eigenwilligen Erzadern, die Bitte um die Gewährung von Krediten auf künftigen Reichtum, das Vertrauen auf eine wunderbare Goldader, durch die er rasch zu Geld kommen würde und heimkehren könnte, um Rosa an seinem Arm zum Traualtar zu führen und damit, wie er am Ende jedes Briefes versicherte, der glücklichste Mensch auf dieser Welt zu werden. Doch Rosa hatte mit dem Heiraten keine Eile. Sie hatte den einzigen, beim Abschied gewechselten Kuß schon beinahe vergessen, auch an die Augenfarbe dieses hartnäckigen Bräutigams erinnerte sie sich kaum mehr. Da romantische Romane ihre einzige Lektüre waren, stellte sie sich ihn gern vor, wie er in hohen Stiefeln, die Haut von den Wüstenwinden gegerbt, die Erde nach Seeräuberschätzen, spanischen Dublonen und inkaischen Juwelen durchwühlte, und es war zwecklos, daß Nivea ihr klarzumachen versuchte, der Reichtum einer Mine liege im Gestein, denn Rosa hielt es für ausgeschlossen, daß Esteban Trueba tonnenweise Steine sammelte, in der Hoffnung, sie würden nach unheimlichen Verbrennungsprozessen ein

Gramm Gold ausspucken. Inzwischen wartete sie auf ihn, ohne sich zu langweilen, unbeirrbar vertieft in die selbstauferlegte Aufgabe, die größte Tischdecke der Welt zu sticken. Mit Hunden, Katzen, Schmetterlingen hatte sie angefangen, aber bald bemächtigte sich die Phantasie ihrer Handarbeit, und unter den besorgten Blicken ihres Vaters entsprang ihrer Nadel ein Paradies unmöglicher Tiere. Severo meinte, es sei an der Zeit, daß seine Tochter ihre Trägheit abschüttele und die Füße auf den Boden stelle, sie solle den Haushalt lernen und sich auf die Ehe vorbereiten, aber Nivea teilte diese Sorge nicht. Sie zog es vor, ihre Tochter nicht mit derart irdischen Aufgaben zu quälen, ahnte sie doch, daß Rosa ein Himmelswesen und nicht dazu geschaffen war, es lange im ordinären Getriebe dieser Welt auszuhalten. Deshalb ließ sie sie in Frieden bei ihrem Stickgarn und erhob keinen Einspruch gegen den alptraumhaften Tiergarten.

Eine Stange brach in Niveas Korsett, die Spitze bohrte sich ihr in die Rippen. Sie erstickte fast in ihrem blauen Seidenkleid mit dem hohen Spitzenkragen, den engen Ärmeln und der Taille, die so fest geschnürt war, daß ihr, wenn die Bänder gelöst wurden, eine halbe Stunde lang der Bauch weh tat, bis die Därme wieder in ihre normale Stellung zurückfanden. Sie hatte oft mit ihren Freundinnen, den Frauenrechtlerinnen, darüber diskutiert, und jedesmal waren sie zu dem Schluß gekommen, daß es gleichgültig war, ob die Frauen Medizin studieren oder das Stimmrecht ausüben durften, denn solange sie nicht ihre Röcke und ihre Haare abschnitten, würden sie doch nicht den Mut aufbringen, es zu tun, aber auch sie hatte nicht den Schneid, als erste der Mode abzuschwören. Sie stellte fest, daß die galicische Stimme nicht mehr auf ihr Gehirn einhämmerte, sondern innehielt in einer jener ausgedehnten Pausen, die der Priester in genauer Kenntnis der Wirksamkeit eines ungemütlichen Schweigens häufig einlegte. Das waren die Augenblicke, in denen seine glühenden Augen die Gemeindemitglieder eins ums

andere musterten. Nivea löste ihre Hand aus der ihrer Tochter Clara und zog ein Taschentuch aus ihrem Ärmel, um sich einen Tropfen Schweiß abzuwischen, der ihr über den Hals lief. Die Stille verdichtete sich, in der Kirche schien die Zeit stillzustehen, aber niemand hätte zu husten oder die Stellung zu verändern gewagt, um nicht Pater Restrepos Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, dessen letzte Worte noch zwischen den Säulen nachzitterten.

Und in diesem Augenblick, erinnerte sich Nivea Jahre später, inmitten der Bangigkeit und der Stille, erklang mit aller Deutlichkeit die Stimme ihrer kleinen Clara.

»Pst, Pater Restrepo! Wenn die Geschichte mit der Hölle aber nur geschwindelt ist? Dann sind wir alle angeschmiert.«

Der Zeigefinger des Jesuiten, der schon in die Luft emporgereckt war, um neue Martern anzukündigen, blieb wie ein Blitzableiter über seinem Kopf stehen. Die Leute hielten den Atem an, wer eingenickt war, wachte wieder auf. Die Ehegatten del Valle, die panischen Schrecken in sich aufsteigen fühlten und sahen, wie ihre Kinder nervös auf den Bänken herumrutschten, reagierten als erste. Severo begriff, daß er handeln mußte, ehe ein allgemeines Gelächter ausbrach oder eine himmlische Katastrophe über sie hereinbrach. Er packte seine Frau am Arm und Clara am Kragen und verließ, beide hinter sich herziehend, mit großen Schritten die Kirche, gefolgt von seinen übrigen Kindern, die im Trupp zur Tür rannten. Es gelang ihnen hinauszukommen, ehe der Priester den Blitz auf sie herabbeschwor, der sie in Salzsäulen verwandeln würde, aber auf der Schwelle vernahmten sie seine Stimme, schrecklich wie die eines beleidigten Erzengels.

»Besessene! Hochmütige Besessene!«

Die Worte Pater Restrepos gruben sich der Familie wie eine schlimme Diagnose ins Gedächtnis, und in den folgenden Jahren sollte sie mehr als einmal Gelegenheit haben, sich ihrer zu

erinnern. Die einzige, die nicht mehr an sie dachte, war Clara. Sie schrieb sie in ihr Tagebuch und vergaß sie dann. Ihren Eltern hingegen gingen die Worte nicht aus dem Kopf, obwohl beide meinten, Besessenheit und Hochmut seien für ein so kleines Mädchen doch allzu große Sünden. Sie fürchteten die bösen Zungen der Leute und Pater Restrepos Fanatismus. Bis zu jenem Tage hatten sie den Extravaganzen ihrer jüngsten Tochter keinen Namen gegeben, sie auch nicht mit Teufelswerk in Verbindung gebracht; sie nahmen sie hin als eine Besonderheit der Kleinen, wie das Hinken von Luis oder die Schönheit von Rosa. Claras Geisteskräfte störten niemanden und richteten keinen Schaden an, sie äußerten sich fast ausschließlich bei unwichtigen Anlässen und immer im Kreis der Familie. Manchmal, am Mittag, wenn alle im großen Eßzimmer, streng nach Rang und Würden geordnet, um den Tisch versammelt waren, begann das Salzfaß zu vibrieren und plötzlich zwischen Tellern und Gläsern über den Tisch zu wandern, ohne daß irgendeine bekannte Energiequelle oder ein Illusionistentrick im Spiel gewesen wäre. Nivea zog Clara einmal kräftig an den Zöpfen und erreichte damit, daß ihre Tochter die mondsüchtige Zerstreutheit auf - und dem Salzfaß die Normalität wiedergab, das sogleich in seine Bewegungslosigkeit zurückfand. Die Geschwister hatten sich dahingehend abgesprochen, daß, wenn ein Gast zugegen war, der Clara zunächst Sitzende mit raschem Zugriff festhielt, was sich etwa auf dem Tisch bewegte, ehe die Außenstehenden es bemerkten und darüber erschrecken. Die Familie aß kommentarlos weiter. Auch an die Voraussagen der kleinen Schwester hatten sie sich gewöhnt. Sie kündigte Erdbeben einige Zeit im voraus an, was in diesem Land der vielen Katastrophen recht praktisch war, weil man Zeit hatte, das Porzellan in Sicherheit zu bringen und die Pantoffeln in Reichweite zu legen, um nachts Hals über Kopf aus dem Haus zu rennen. Mit sechs Jahren sagte Clara voraus, daß Luis vom Pferd stürzen werde, doch der wollte nicht auf sie hören und

hatte seitdem eine verrenkte Hüfte. Sein linkes Bein wurde mit der Zeit kürzer, er mußte einen Spezialschuh mit überhoher Sohle tragen, den er sich selbst schusterte. Diesmal hatte sich Nivea Sorgen gemacht, aber die Nana beruhigte sie: es gäbe viele Kinder, sagte sie, die wie Mücken fliegen könnten, die Träume deuteten und mit Geistern sprächen, das alles verginge, wenn sie die Unschuld verlören.

»In diesem Zustand wird keines erwachsen«, erklärte sie. »Warten Sie nur, bis sie soweit ist, und Sie werden sehen, daß ihr die Manie, Möbel zu verrücken und Unglücke anzukündigen, vergehen wird.«

Clara war der Liebling der Nana. Die Nana hatte ihr geholfen, auf die Welt zu kommen, und sie war die einzige, die die sonderbare Art des Kindes wirklich verstand. Als Clara aus dem Bauch ihrer Mutter kam, wiegte die Nana sie und wusch sie, und seit damals hegte sie eine hoffnungslose Liebe zu diesem zerbrechlichen Geschöpf mit seinen phlegmatischen Lungen, das alle Augenblicke keine Luft mehr bekam und blau zu werden begann, so daß sie es mit der Wärme ihrer großen Brüste wiederbeleben mußte, denn dies war, wie sie wußte, das einzige Mittel gegen den Asthma und viel wirksamer als die schnapshaltigen Hustensäfte des Doktor Cuevas.

An jenem Gründonnerstag ging Severo, besorgt über das Ärgernis, das seine Tochter während der Messe gegeben hatte, im Wohnzimmer auf und ab. Er kam zu dem Schluß, daß nur ein Fanatiker wie Pater Restrepo mitten im zwanzigsten Jahrhundert, diesem Jahrhundert der Aufklärung, der Wissenschaft und der Technik, in dem der Teufel sein Ansehen endgültig eingebüßt hatte, immer noch glauben konnte, es gebe Menschen, die vom Teufel besessen seien. Nivea unterbrach ihn. Nicht das sei der springende Punkt, sagte sie. Das Schlimme sei, daß, wenn ihre Tochter ihre Heldentaten erst einmal außer Hause vollbringe und der Pfarrer anfinde, der Sache auf den Grund zu gehen, alle Welt davon erfahre.

»Die Leute werden kommen und sie angaffen, als ob sie ein Ungeheuer wäre«, sagte sie.

»Und die Liberale Partei geht den Bach hinunter«, fügte Severo hinzu, der begriff, wie sehr es seiner politischen Karriere schaden konnte, eine Behexte in seiner Familie zu haben.

Soweit waren sie, als im Knistern ihrer gestärkten Unterrocke, auf schlappenden Pantoffeln die Nana kam und verkündete, im Patio seien ein paar Männer dabei, einen Toten abzuladen. So war es. In einem vierspännigen Wagen, so groß, daß er den ganzen ersten Hof ausfüllte, hatten sie, rücksichtslos die Kamelien zertrampelnd und das glänzende Pflaster mit Roßäpfeln verunzierend, unter Staubwirbeln, Pferdegestampf und den Flüchen der Männer, die Zeichen gegen den bösen Blick machten, ihren Einzug gehalten. Sie brachten die Leiche von Onkel Marcos und sein ganzes Gepäck. Ein kleines Männlein im schwarzen Gehrock, einen zu großen Hut auf dem Kopf, setzte gerade salbungsvoll zu einer feierlichen Rede an, um die Umstände des Todesfalls zu erklären, als er jäh von Nivea unterbrochen wurde, die sich auf den staubigen Sarg mit den sterblichen Überresten ihres Bruders warf und rief, sie sollten den Sarg öffnen, sie wolle den Toten mit eigenen Augen sehen. Denn da sie ihn bei einer früheren Gelegenheit schon einmal hatte beerdigen müssen, hoffte sie, daß sein Tod auch diesmal nicht endgültig wäre. Ihr Geschrei rief die gesamte Dienerschaft aus dem Haus, und alle Kinder liefen zusammen, als ihnen der Name ihres Onkels im Totenklagetone in den Ohren schallte.

Clara hatte ihren Onkel seit Jahren nicht mehr gesehen, aber sie erinnerte sich seiner genau. Es war das einzige vollkommen klare Bild aus ihrer Kindheit, und um es sich ins Gedächtnis zu rufen, hatte sie es nicht nötig, sich erst die Daguerreotypie im Salon anzusehen, auf der er im Kostüm eines Forschungsreisenden dastand, auf eine altmodische Doppelflinte gestützt, den rechten Fuß auf dem Hals eines malaiischen

Tigers, in der gleichen Siegerpose, war ihr aufgefallen, wie die Muttergottes am Hauptaltar, die zwischen Gipswolken und bleichen Engeln den Fuß auf den besiegten Teufel setzte. Clara brauchte nur die Augen zu schließen, um ihren Onkel lebhaftig vor sich zu sehen, braungebrannt von den Unbilden aller Klimate der Erde, mager, mit einem Seeräuberschnauzbart, unter dem sein seltsames Haifischzähnlächeln hervorsah. Es konnte nicht sein, daß er in dieser schwarzen Kiste im Hof lag.

Bei jedem Besuch, den Marcos im Haus seiner Schwester Nivea machte, blieb er mehrere Monate lang, was bei seinen Nichten und Neffen, besonders bei Clara, Entzücken und im Haus einen Wirbelsturm hervorrief, in dem jegliche Ordnung Schiffbruch erlitt. Das Haus füllte sich mit Überseekoffern, einbalsamierten Tieren, Indianerlanzen, Seesäcken. Überall stolperte man über seinen exotischen Plunder, kam nie gesehenes Getier zum Vorschein, das die Reise aus fernsten Erdteilen nur überstanden hatte, um plattgedrückt unter dem unerbittlichen Besen der Nana zu enden, in welchem Winkel es versteckt sein mochte. Onkel Marcos benehme sich wie der reinste Kannibale, pflegte Severo zu sagen. Nächtelang vollführte er im Wohnzimmer unbegreifliche Bewegungen, Übungen, erfuhr man später, die dazu dienen sollten, die geistige Kontrolle über den Körper zu vervollkommen und die Verdauung anzuregen. In der Küche unternahm er alchemistische Experimente, die das ganze Haus mit stinkenden Dunstwolken füllten und die Töpfe ruinierten, auf deren Boden sich feste, nicht mehr zu entfernende Substanzen bildeten. Während die anderen zu schlafen versuchten, schleifte er seine Koffer durch die Gänge, erzeugte auf Musikinstrumenten von Eingeborenen schrille Pfeiftöne und brachte einem Papagei aus dem Amazonasgebiet Spanisch bei. Tagsüber schlief er in einer auf dem Gang zwischen zwei Säulen ausgespannten Hängematte, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, der Severo in übelste Laune versetzte, den Nivea aber entschuldigte, weil

Marcos sie davon überzeugt hatte, daß so der Nazarener gepredigt hätte. Obwohl Clara damals noch klein war, erinnerte sie sich an das erste Mal, als Onkel Marcos von einer Reise zurückgekehrt war. Er richtete sich ein, als wollte er für immer bleiben. Aber bald wurde es ihm langweilig, bei den Kränzchen der unverheirateten Töchter klavierspielender Hausherrinnen zu erscheinen, Karten zu spielen und das Drängen seiner sämtlichen Verwandten abzuwehren, er solle endlich Vernunft annehmen und als Assistent im Rechtsanwaltsbüro Severo del Valles arbeiten. Er kaufte sich eine Drehorgel und zog mit ihr durch die Straßen, in der Absicht, seine Cousine Antonieta zu verführen und nebenbei das Publikum mit seiner Leierkastenmusik zu erfreuen. Der Apparat war nur eine verrottete Kiste auf Rädern, aber er bemalte sie mit Motiven aus der Seefahrt und setzte ihr einen falschen Dampferschornstein auf, so daß sie wie ein Küchenherd aussah. Die Drehorgel spielte abwechselnd einen Militärmarsch und einen Walzer, und während Marcos kurbelte und kurbelte, rief der Papagei, der Spanisch sprechen gelernt hatte, seinen ausländischen Akzent aber behielt, mit durchdringendem Geschrei die Neugierigen zusammen. Außerdem zog er mit dem Schnabel aus einer Schachtel Zettelchen, die jeder kaufen konnte, der Auskunft über sein künftiges Schicksal wünschte. Die rosaroten, grünen und blauen Botschaften waren so klug abgefaßt, daß sie immer die geheimsten Wünsche der Kunden trafen. Außer den Schicksalslosen verkaufte Marcos auch Sägemehlkugeln als Kinderspielzeug und Pülverchen gegen Impotenz, über die er halblaut mit den von diesem Übel heimgesuchten Passanten verhandelte. Die Idee mit der Drehorgel war sein letzter, verzweifelter Versuch, die Cousine Antonieta zu erweichen, nachdem ihm andere, konventionellere Formen der Werbung fehlgeschlagen waren. Keine Frau mit gesundem Menschenverstand, dachte er, könnte einer Drehorgel gegenüber gleichgültig bleiben, und so schritt er denn zur Tat. Eines

Abends stellte er sich unter ihr Fenster, als sie gerade mit ein paar Freundinnen Tee trank, und spielte seinen Militärmarsch und seinen Walzer. Antonieta tat, als ginge sie das nichts an. Erst als der Papagei schnarrend ihren Namen zu rufen begann, sah sie aus dem Fenster. Ihre Reaktion war nicht die von ihrem Galan erhoffte. Ihre Freundinnen sorgten dafür, daß sich die Neuigkeit in allen Salons der Stadt verbreitete, und am nächsten Tag spazierten alle Leute durch die Innenstadt, in der Hoffnung, mit eigenen Augen den Schwager Severo del Valles mit einem zerrupften Papagei auf der Schulter Drehorgel spielen und den Kindern Sägemehlkugeln verkaufen zu sehen, aus schierer Freude an der Feststellung, daß es selbst in den besten Familien Grund gab, sich zu schämen. Angesichts seiner empörten Familie mußte Marcos seine Drehorgel aufgeben und sich weniger ausgefallene Methoden ausdenken, um die Zuneigung seiner Cousine zu gewinnen. Er gab die Belagerung nicht auf, hatte zuletzt aber doch keinen Erfolg, denn das junge Mädchen heiratete von einem Tag auf den ändern einen zwanzig Jahre älteren Diplomaten und zog mit ihm in ein tropisches Land, dessen Namen niemand behalten konnte, der aber nach schwarzen Völkern und Palmen klang, um dort die Erinnerung an diesen Bewerber zu verwinden, der mit seinem Militärmarsch und seinem Walzer ihre siebzehn Jahre ruiniert hatte. Marcos fiel für zwei oder drei Tage in Trübsinn, dann erklärte er, daß er niemals heiraten werde, er werde eine Reise um die Welt antreten. Er verkaufte die Drehorgel einem Blinden, und den Papagei vererbte er Clara, aber die Nana vergiftete ihn heimlich mit einer Überdosis Lebertran, weil sie seinen lüsternen Blick, seine Läuse und das Gekreisch, mit dem er Glückslose, Sägemehlkugeln und Pülverchen gegen Impotenz anpries, nicht länger ertragen konnte.

Diese war Marcos' längste Reise gewesen. Er kehrte mit einer Fracht riesiger Kisten zurück, die im hintersten Patio zwischen dem Hühnerstall und der Holzlege gestapelt wurden, bis der

Winter vorbei war. Sobald das Frühjahr anbrach, ließ er sie in den Parque de los Desfiles fahren, ein großes freies Gelände, auf dem sich am Nationalfeiertag die Leute versammelten, um das Militär vorüberziehen zu sehen, im Stehschritt, den es von den Preußen übernommen hatte. Als die Kisten geöffnet wurden, sah man, daß sie Einzelteile aus Holz, Metall und gefärbter Leinwand enthielten. Zwei Wochen lang war Marcos damit beschäftigt, nach den englisch geschriebenen Anweisungen eines Handbuchs, die er mit seiner unbesiegbaren Phantasie und mit Hilfe eines Lexikons enträtselte, die Teile zusammzusetzen. Das fertige Werk erwies sich als ein Vogel von prähistorischen Ausmaßen, mit dem vorn aufgemalten Kopf eines wütenden Adlers, beweglichen Flügeln und einem Propeller auf dem Rücken. Es war aufregend. Die Familien der Oligarchie vergaßen die Drehorgel, Marcos wurde die Novität der Saison. Sonntags machten die Leute lange Spaziergänge, um den Vogel zu besichtigen, ambulante Verkäufer und Fotografen hatten Hochkonjunktur. Doch bald erlahmte das Interesse des Publikums. Da kündigte Marcos an, sobald das Wetter aufklare, werde er in diesem Vogel aufsteigen und mit ihm die Kordilleren überqueren. Die Nachricht verbreitete sich binnen Stunden und wurde zur meistkommentierten Sensation des Jahres. Die Maschine, die mit dem Bauch auf festem Land lag, glich mehr einer verwundeten Ente als einem jener modernen Fluggeräte, die seit neuestem in Nordamerika hergestellt wurden. Nichts an ihrer äußeren Erscheinung ließ vermuten, daß sie sich von der Stelle bewegen, und erst recht nicht, daß sie sich in schwindelnde Höhen aufschwingen und die beschneiten Gipfel der Anden überfliegen würde. Unbewegt lächelnd ließ Marcos eine Lawine von Fragen über sich ergehen und posierte für die Fotografen, ohne irgendeine technische oder wissenschaftliche Erklärung darüber abzugeben, auf welche Weise er sein Unternehmen durchführen wolle. Sogar aus der Provinz waren Leute angereist, um das Schauspiel zu sehen.